

Weltliches Brauchtum

Das Zeltenanschneiden in Schwoich

Das Zeltenanschneiden ist heute nur noch vereinzelt gebräuchlich, aber so wie früher wohl nicht mehr. Der Krieg, das fortschrittliche Neue und der Zuzug von außen waren wie ein grober Besen, vor dem sich nur geringe Reste vor der Vernichtung retten konnten. So wie es früher war, als noch die vielen guten alten Bräuche lebten, so traut und heimlich ist es nicht mehr. Alte Bräuche muten an wie Grüße aus ferner Vergangenheit, wie eine Verlassenschaft unserer Vorväter, deren Zinsen sich von einem Geschlecht auf das andere vererben, wie teure Andenken unserer Ahnen und Urahnen. Schöne, gute Bräuche soll man nicht aussterben, sondern wieder aufleben lassen. Aber in dem Maße, als der Familiensinn, der Sinn für Zusammengehörigkeit, für patriarchalisches und völkisches Empfinden und Wesen abgenommen hatte, mußte sich auch die Freude und das Interesse für das Brauchtum herabmindern.

Das Zeltenanschneiden war und ist ein schöner, den Zusammengehörigkeitssinn fördernder Brauch! Und so vieles ging diesem Anschneiden voraus. Das Einkaufen der leckeren Zutaten, als: Gewürz, Feigen, Pignolien, Mandeln, Haselnüsse, Zibeben und gedörrte Zwetschken und Birnen. Die Stadtfrau mengte noch manch anderes in den Teig, aber auf dem Lande waren die Hauptbeigaben zum Brotteig nur Zibeben, Nüsse, mitunter auch Pignolien, seltener Mandeln, Gewürzpulver verschiedenster Art, vor denen die Kinder eine gar große Achtung hatten, weil sie deren Wiege ins Morgenland der Heiligen Drei Könige verlegten, und endlich die selbstgedörrten Birnen, meist „Klohbihrn“ genannt (kliaben = spalten, teilen).

Das vorausgehende Zibebenausklauben, Mandeln- und Feigenschnitten war eine andere Spezialität im Reiche der bei Kindern und Erwachsenen beliebten Vorfreuden. In großen, wohlhabenden Familien wickelte sich dieses Herrichten der Unmengen von „Zeltenzeug“ häufig als Heimgarten ab, indem Freunde und Verwandte sich gegenseitig halfen. Das Naschen

war dabei die Krone des Vergnügens, und schon gab es deshalb manch verdorbenen Magen und Zahnschmerzen noch in derselben Nacht.

In Schwoich war das Zeltenbacken eine besonders umständliche Sache, denn die einzelnen Zeltenlaibe hatten die ansehnliche Größe eines großen Bettpolsters, wenn man sich die Ecken hinwegdenkt. So ein Laib fraß gar viel von den Süßigkeiten und arabischen Wohlgerüchen in sich hinein, und es mußten deren so viele gebacken werden, als Familienmitglieder und Dienstboten waren, denn ein jedes davon bekam einen.

Leider entheben sich heute schon viele dieser Arbeit, teils weil die herkömmlichen Backöfen langsam verfallen, und geben lieber die zubereitete Fülle dem hiesigen Bäcker, der daraus – zwar etwas größer – handelsübliche Klotzenwecken formt und bäckt.

Aber so ein alter Hausbackofen von einst, der schluckte schon etliche solche Zeltenriesen und gab sie, schön durch- und durchgebacken, braun und mit knuspriger Rinde, oft mit halben Mandeln und Nüssen verziert, wieder heraus. Dann wurden sie poliert, d. h. auf den Glanz angestrichen, der schnell trocknete.

Nicht zu vergessen und nicht minder wichtig war das Aufkleben von Zetteln am Rande der Laibe. Auf jedem Zettel stand der Name dessen, der oder die zum Zeltenanschneiden eingeladen wurde. Dem Stefanitag, dem nächsten nach dem Christfest, war es vorbehalten, die Vorfreuden in die Hauptfreuden umzusetzen, denn am Fest des Hauptmartyrers Stephanus wurden die Zelten angeschnitten. Wer hier eingeladen war, bekam einen Zeltenscherz, d. h., es wurde für ihn gerade das Stück herausgeschnitten, an dem sein Namenszettel angeklebt war, und dieser Scherz wurde mit heimgenommen. Die Gastgeber bewirteten die Geladenen dann noch mit Butter und Schnaps, was als zum Zeltenessen gehörig betrachtet wurde und ausgezeichnet schmeckte. Der Chronist denkt gerne an die alte Unterdaxenbichl-Mutter und an die Auszeichnung, die ihm zuteil wurde, als er einen Laib Klotzbrot anschneiden durfte. Selbstverständlich spielte das Zeltenanschneiden auch bei den Schwoicher Liebesleuten keine kleine Rolle, wenn